

Nr. 123 Bromberg, den 2. Dezember 1924.

Feuer am Nordpol.

Roman aus der Gegenwart von **Karl-August von Laffert.**

(15. Fortsetzung.)

„Der Nebel ist recht störend," sagte er zu Sanders. „Ich fürchte, wir können überraschend gegen einen hohen Berg stoßen."

„Ich passe auf und werde beständig die Entfernung vom Boden angeben," beruhigte dieser.

Eine halbe Stunde lang ging es dahin. Die Tiefenmessungen der Rute wechselten rasch. Einmal mußten sie auf 3000 Meter steigen, um aufragenden Bergen zu entgehen. Alle Beobachtungen wurden sofort der Schwalbe mitgeteilt, die trotz des Nebels nicht die Verbindung verlor.

Plötzlich fuhr Sanders auf. Die Rute zuckte krampfhaft.

„Tiefergehen," schrie er.

Gehorsam schoß der Stößer nach unten. Es wurde lichter, ganz hell. Dann prallte strahlende Sonne hervor.

„Was ist das?" schrie Cook erregt. „Der Schnee ist verschwunden."

Sie blickten nach unten. Eine lichte, grüne Ebene weitete sich, mit einigen Schneestreifen dazwischen, durchflossen von Bächen und einem größeren Fluß.

„Sollen wir landen?" fragte Nagel.

„Nein. Noch einmal zurückfahren," befahl Sanders. „Ich muß die Stelle des Rutenausschlages wiederfinden."

Sie wandten und fuhren wenige hundert Meter über dem Boden dahin.

„Moschusochsen," rief Cook. „Hier scheint ein nordisches Paradies inmitten der schützenden Berge zu liegen."

Eine große Herde der schwarzen, wild blickenden Gesellen schaute aufgeregt nach oben und stob dann in tollem Wirbel davon.

Jetzt fuhr Sanders aufs neue hoch.

„Landen!" schrie er erregt.

Gerling fand eine sanfte Wiesenhalde, wo er fast ohne Erschütterung aufsetzte. Auch die Schwalbe stand nach wenigen Minuten neben ihnen. Die Landungsbrücken wurden ausgelegt, und Sanders stürzte ins Freie, ohne sich vorher eine wärmende Hülle anzuziehen.

Mit fast geschlossenen Augen ging er vorwärts. Bereits nach wenigen Minuten riß die Rute seine Arme hoch, als wenn ein Schlag ihn berührt hätte. Er ließ das Instrument fallen und faßte sich an die Schläfen.

„Um Gottes willen, wo bleibt mein Gedächtnis?" rief er. „Mich treffen unerhört starke Ausschläge eines Metalles, dessen Namen ich nicht kenne. Und doch habe ich die gleichen Ausschläge bereits einmal im Leben gespürt."

Wieder ergriff er die Rute, die sofort heftig zuckte. Unterdessen waren auch Linda und Stratoff herangekommen.

„Was gibt es?" flüsterte Linda leise.

„Iwan Kermaloff," sagte Sanders wie geistesabwesend.

„Der Name jenes Kirgisen, der meinen Schmuck stahl," rief Linda rasch.

Da ließ Sanders erleichtert die Rute sinken, und sein krampfhaft verzerrtes Gesicht nahm den gewöhnlichen Ausdruck an.

„Ich danke Ihnen, Fürstin," sagte er ruhig, „Sie gaben mir mein Gedächtnis wieder. Wir befinden uns hier über einer unerhört mächtigen Ader von Platin."

„Unmöglich," rief Stratoff erregt. „Platin findet man nicht in Muttergesteinen. Es wird aus Schwemmsand gewaschen."

„Hier liegt nur zehn Meter unter der Erdoberfläche im Granit eingeschlossen eine lange Platinader von mehreren Zentimetern Stärke," sagte Sanders ruhig.

„Dann müssen wir sofort nachgraben," rief Stratoff. „Wäre Ihre Behauptung wahr, so ist damit allein unser Unternehmen gesichert."

„Meine Behauptung stimmt, aber wir haben keine Zeit übrig, sonst können wir hier den Winter verbringen."

„Das wäre unangenehm, aber nicht unmöglich," meinte Cook. „Nur müßten wir uns völlig der Lebensweise der Eskimos anpassen."

„Wofür ich mich bedanke," rief Linda. „Die Hauptsache ist, daß wir das Vorhandensein dieses kostbarsten aller Metalle festgestellt haben. Einer späteren Expedition wollen wir die weitere Ausbeutung überlassen."

„Die Fürstin hat recht," sagte Nagel, „wir müssen weiter, denn wir wollen noch andere Gegenden erkunden."

„Ich füge mich der Übermacht," meinte Stratoff resigniert, „aber wir werden diesen Ort nie wiederfinden."

„Ich finde ihn wieder, wenn Herr Cook eine einigermaßen zuverlässige Orientierung gemacht hat," sagte Sanders.

„Auch ich finde wieder zurück," bestätigte dieser.

„Dann also fort," rief Nagel, „die Zeit ist kostbar."

Sie begaben sich zu den Flugzeugen, nur Nagel blieb noch eine Zeitlang zurück. Dann ging es aufs neue in die Lüfte.

Fast eine Viertelstunde fuhren sie über dem lieblichen Talkessel dahin. Dann stieg das Gebirge wieder gen Himmel, und nach kurzer Zeit verschwand jede Aussicht in dichtem Nebel.

Erst nach einer Stunde senkte sich das Land, die Wolken verzogen sich, und wieder lag eine unendliche Eiswüste unter den Reisenden.

Sanders stellte fest, daß das Neuland immer noch weiter reiche und nur unter einem starken Eispanzer läge. Vereinzelt konnte er Kohlen erkennen sowie die verschiedensten Erze, darunter große Eisenlager. Aber ein wirklich abbauwürdiges Kohlenvorkommen war bisher nicht zu finden.

Um 12 Uhr nachts war fast die halbe Strecke bis Kap Barrow zurückgelegt. Die Ausdehnung des neuen Kontinents betrug somit schon 800 Kilometer. Seine andauernde Tätigkeit, die der höchsten Nervenanspannung bedurfte, ermüdete Sanders so, daß er sich kaum mehr aufrechthalten konnte. Im Halbschlaf saß er auf seinem Stuhle und hielt geistesabwesend die Silberschlinge zwischen den Händen.

Er schien von Träumen verfolgt, seine Hände zuckten, und stoßweise Worte entkrampften sich seinem Munde.

„Campina — die große Quelle — sie brennt," schrie er plötzlich laut und erwachte. Die Rute war seinen Händen entglitten. Erstaunt blickte er um sich. „Was ist geschehen?" fragte er.

„Sie träumten ein wenig," sagte Cook.

Sanders ergriff die Rute vom Boden.

„Ja, ich träumte. Ich träumte von reichen Öllagern."

Mechanisch blickte er auf die sich drehende Rute. Dann sprang er mit einem Ruck auf und sagte stark: „Und ich habe sie gefunden."

*

Aus Lindas Tagebuch.

19. Juli. 1 Uhr morgens.

Stratoff weckte mich. Sanders hat ein Petroleumlager errutet. Stößer schreitet zur Landung. M[illegible] folgen.

5 Uhr 30 Min. morgens.

Soeben wieder aufgestiegen. Landung und Wiederaufflug waren zwischen großen Eistrümmern und Schneelöchern sehr schwierig. Sanders glaubt ein unermeßlich reiches Ölfeld gefunden zu haben. Nach oberflächlichen Messungen stellte er mehrere Lagerstätten fest, deren oberste kaum zweihundert Meter tief liegt. Sollte es sich bewahrheiten, woran ich fest glaube, dann ist er einer der genialsten Männer der Gegenwart. Es wurde in einem hohen Eisblock ein Mast mit schwarzem Wimpel eingegraben, um die Stelle wiederzufinden.

Stratoff bleibt skeptisch. Auch glaubt er nicht an die Möglichkeit, das Öllager ausbeuten zu können. Liebhard meint, wir würden mittags in Alaska sein. Hoffentlich finden wir den Dampfer, denn unsere Benzinvorräte gestatten nicht die Weiterfahrt bis Nome. Mir wäre die Luftreise viel angenehmer. Der wochenlange Aufenthalt an Bord eines stinkenden Walfischfängers reizt mich nicht gerade.

7 Uhr vormittags:

Draußen setzt schlechtes Wetter ein. Es schneit. Man kann nicht fünf Schritte weit sehen. Ich will versuchen, etwas zu schlafen.

7 Uhr 40 Min. vormittags:

Soeben kam beunruhigende Nachricht von der Fernsprechzentrale. Die Sprechverbindung mit dem Stößer setzte aus. Man vernimmt im Hörer ein lautes Summen und Sausen, dabei knackt und knistert es in den Ohren. Nagel sandte folgendes Telegramm, das nur mit Mühe aufzunehmen war:

„Sofort über die Wolken steigen. Starkes magnetisches Gewitter gefährdet den Funkenverkehr. Sollte Verbindung verlorengehen, steuert jedes Flugzeug selbständig Kap Barrow an."

Wir steigen steil aufwärts.

8 Uhr 20 Min. vormittags:

Erst in 4000 Meter Höhe erreichten wir das Ende der Wolken, aber von Stößer ist nichts zu sehen. Auch auf Funkanruf antwortet er nicht. Liebhard kreist auf der Stelle, um ihn abzuwarten, der wohl noch in den Wolken steckt.

8 Uhr 50 Min. vormittags:

Wir kreisen noch immer auf derselbeen Stelle. Stößer bleibt verschwunden.

Stratoff und Liebhard haben sich entschlossen, dem Befehl Nagels gemäß die Fahrt nach Kap Barrow fortzusetzen. Ich zittere für die anderen.

9 Uhr 30 Min. vormittags:

Wir gingen noch einmal bis dicht auf den Erdboden herab, um dort Umschau zu halten. Doch war wegen des Unwetters selbst in 100 Meter Höhe noch nichts zu erkennen. Tiefer wagte Liebhard sich nicht, weil er befürchtet, in der Unsichtigkeit gegen einen höheren Eisberg zu stoßen. Jetzt geht es wieder aufwärts in Richtung Alaska. Ich habe das instinkte Gefühl eines entsetzlichen Unglücks.

11 Uhr vormittags:

Seit einer halben Stunde fahren wir über offenem, eisfreiem Meere. Die Küsten von Alaska tauchen auf: Ein ferner, blauer Strich. Vor uns soll Kap Barrow liegen. Trotz aller Anstrengungen erhalten wir weder ein Lebenszeichen vom Stößer noch vermögen wir irgendwo den Rauch oder die Umrisse eines Dampfschiffes zu erkennen. Liebhard und Stratoff beraten.

11 Uhr 30 Min. mittags:

Wir landen in einer großen Bucht östlich Kap Barrow, wo einigermaßen stilles Wasser ist. Nichts von einem Dampfer zu sehen. Hier liegt eine kleine Ansiedlung von Eskimos. Stratoff fährt im Hilfsboot an Land, um mit ihnen zu sprechen.

12 Uhr mittags:

Meine Ahnung hat mich nicht betrogen. Die Fernsprechzentrale nahm soeben einige Zeichen vom Stößer auf, die verstümmelt ankamen. Die einzig verständlichen Worte sind: „Bruch gehabt" und die Zahl 150,67. Was sollen wir beginnen?

12 Uhr 30 Min. mittags:

Stratoffs Boot kommt zurück. Liebhard und ich sind entschlossen, zurückzufahren, um den Stößer zu suchen. Benzin reicht noch für zwei Stunden. Funkenverbindung wieder völlig unmöglich. Liebhard meint, die telegraphierte Zahl bedeutet den Längengrad, auf dem der Stößer wegen Bruchs irgendeines wichtigen Teils landen mußte. Leider wissen wir nicht den Breitengrad. Ist die Entfernung größer als 200 Kilometer, dann können wir nicht weiterfliegen, weil sonst eine Rückkehr unmöglich ist.

1 Uhr mittags:

Stratoff hat einen Eskimo gefunden, der ein wenig Englisch spricht. Der Dampfer, der bis zum 22. auf uns warten sollte, ist bereits heute morgen in aller Frühe abgefahren. Stratoff rast vor Wut und verlangt, wir sollen dem Dampfer nachfliegen, den wir noch erreichen können. Liebhard widersetzt sich energisch. Er will seine Kameraden nicht im Stich lassen. Stratoff weigert sich, ins Ungewisse zu fahren. Schließlich einigen wir uns, noch zwei Stunden zu warten, ob unterdessen eine Funkenverständigung mit dem Stößer möglich wird.

Linda, Stratoff und Liebhard standen in der Fernsprecherzentrale. Immer wieder schickte der Funker-Ingenieur seinen Anruf in die Weite; stets aufs neue horchte er mit Anspannung aller Nerven in den Hörer. Manchmal vernahm er Morsezeichen, die aber völlig unverständlich blieben.

„Sie versuchen, mit uns zu sprechen, das ist klar", sagte er. „Also muß die Funksprechanlage noch intakt sein. Aber die Zeichen bleiben immer in gleicher Entfernung."

„Ich schließe daraus, daß der Stößer wegen eines Maschinendefektes landen mußte", sagte Liebhard. „Sonstigen Schaden scheint er nicht genommen zu haben; denn dann würde auch die Funkenanlage nicht mehr arbeiten."

„Es befindet sich doch genügend Material an Bord, um etwaige Schäden ausbessern zu können?" fragte Stratoff.

„Falls die Havarie nicht zu groß ist."

Stratoff zog seine Uhr.

„Es ist bereits 3 Uhr 30 Min nachmittags", sagte er. „Damit ist die von uns gesetzte Zeit schon überschritten. Wenn wir noch länger warten, erreichen wir den Dampfer nicht mehr. Überlegen wir doch einmal kurz die Lage. Sehr wahrscheinlich befindet sich der Stößer in viel größerer Entfernung als 200 Kilometer von hier. Dann vermögen wir ihm keine Hilfe zu bringen; denn wir besitzen nur für etwas über 400 Kilometer Brennstoff und müssen die Hälfte davon für die Rückfahrt rechnen. Außerdem sitzen wir dann hier unrettbar fest und können die nächsten neun Monate in einer Eskimohütte zubringen, wobei uns im günstigsten Falle einige Gliedmaßen abfrieren.

Für den Stößer gibt es zwei Möglichkeiten. Entweder gelingt es der Besatzung, den Schaden selber zu beheben. Dann werden sie nach einiger Zeit hier ankommen. Wir hinterlassen ihnen bei den Eskimos Nachricht, daß wir den Versuch machen, den Dampfer zu erreichen, um mit ihm zurückzukommen. Oder die Havarie des Stößers ist zu groß. Dann werden sie versuchen, sich mit Hilfe des alten, erfahrenen Nordpolfahrers Mr. Cook bis an das offene Meer durchzuschlagen, wohin wir ihnen mit dem Dampfer entgegenfahren. Das scheint mir vernünftiger und sicherer zu sein, als wenn wir ihnen nachfliegen. Treffen wir sie nicht, dann ist jede Möglichkeit einer weiteren Rettungsaktion für die Schiffbrüchigen vorbei, und auch wir werden hier im arktischen Winter wahrscheinlich unsern Tod finden."

„Ich lasse die Kameraden nicht im Stich", sagte Linda einfach; aber ihr Herz klopfte in wilden Schlägen.

„Bravo, Frau Fürstin!" rief Liebhard. „Das ist gesprochen wie ein tapferer Mann."

„Oder wie eine unverständige Frau", sagte der Russe.

Während er Linda weiter zu überzeugen versuchte, rief Liebhard die beiden anderen Ingenieure durch das Telephon herbei. Als alle versammelt waren, setzte er ihnen mit kurzen Worten die Lage auseinander.

Schweigend blickten die deutschen Männer sich an. Dann fragte Liebhard: „Wollen wir dem Stößer zu Hilfe eilen?"

Ein gemeinsames „Ja" ertönte, in das auch Lindas helle Stimme einfiel.

„Ich protestiere gegen diesen Wahnsinn", rief Stratoff.

„Das wird Ihnen wenig helfen, armer Freund", sagte Linda. „Wir sind in der Überlegenheit. Sie haben sich freiwillig in diese Gefahr begeben und müssen nun auch die Folgen tragen."

„Ich lasse mich nicht zwingen."

„An die Posten", kommandierte Liebhard. „Motoren anwerfen."

„Halt", schrie Stratoff. „Ich steige aus. Glauben Sie, ich habe Lust, in dieser Eiswüste umzukommen, nachdem ich glücklich durch die Fährnisse des Bolschewismus gelangt bin?"

„Es wäre jedenfalls ein ehrenvoller Tod", sagte Linda.

„Ich bedanke mich für solche Ehre. Das ist auch so eine Erfindung des Kapitalismus."

Liebhard winkte den Männern zu. Dann sagte er:

„Liebe Kameraden! Natürlich erfüllen wir den Wunsch Herrn Stratoffs. Ich habe dann aber die Bitte, daß noch zwei von euch ebenfalls zurückbleiben. Drei Personen weniger entlasten das Flugzeug bereits um einiges, und außerdem sind die Zurückbleibenden zu dritt eher in der Lage, uns mit Hilfe der Eskimos eine Rettungsexpedition bis an den Rand des Eismeeres entgegenzusenden."

Da keiner von den jungen Männern bleiben wollte, entschied das Los. Die beiden dazu Bestimmten booteten sich mit Stratoff zusammen ein. Warme Kleidung, Gewehre und den nötigen Proviant erhielten sie ausgehändigt.

Beim Abschied von Linda war Stratoff doch etwas gerührt. „Leben Sie wohl, Fürstin", sagte er, ihr die Hand küssend. „Wenn wir uns am heutigen Tage nicht wiedersehen, dann sind Sie verloren, und ich werde ewig den Verlust der einzigen Frau betrauern, die ich je wirklich geliebt habe."

„Auf frohes Wiedersehen", sagte Linda leise und bemühte sich, ein unwillkürlich aufsteigendes Grauen zu unterdrücken. „Ich vertraue auf unseren Stern."

(Fortsetzung folgt.)

Ein seltsamer Tod.

Von Anton Tschechow.

Der Kreisarzt und der Untersuchungsrichter fuhren an einem schönen Frühlingsvormittage zu einer Obduktion. Der Richter, ein Mann von etwa fünfunddreißig Jahren, sah nachdenklich die Pferde an und sagte: „In der Natur vollzieht sich viel Rätselhaftes und Dunkles, aber auch im gewöhnlichen Leben, Doktor, stößt man häufig auf Erscheinungen, die sich absolut nicht erklären lassen. So kenne ich einige rätselhafte, sonderbare Todesfälle, die vielleicht Spiritisten und Mystikern klar sein werden, ein Mensch mit gesunden Sinnen aber steht ratlos davor und kann nichts als mit den Achseln zucken. Ich kannte z. B. eine sehr intelligente Dame, die ihren Tod voraussagte, und ohne jede sichtliche Ursache gerade an dem von ihr bezeichneten Tage starb. Sie sagte, daß sie dann und dann sterben würde und starb." „Es gibt keine Wirkung ohne Ursache," sagte der Arzt, „wo Tod ist, ist auch eine Ursache da. Und was die Weissagung anbetrifft, so ist dabei doch wenig Verwunderliches. Unsere Damen und unsere Frauen aus dem Volke wollen ja alle die Gabe des Prophezeiens und der Vorahnungen besitzen." „Das ist schon wahr, aber in meinem Falle, Doktor, handelt es sich um eine ganz besondere Dame. Ihrer Todesprophezeiung haftete nichts Damenhaftes an. Eine junge Frau, gesund, ohne alle Vorurteile. Sie hatte so aufgeweckte, klare, ehrliche Augen, ein offenes, kluges Gesicht mit einem leichten — spezifisch russischen — ironischen Lächeln im Blick und um die Lippen. Damen- oder frauenhaft, wenn Sie wollen, war an ihr nur eins — ihre Schönheit. Schlank und graziös wie jene Birke dort, und was für wundervolles Haar! Damit Sie von ihr keine unrichtige Vorstellung haben, füge ich noch hinzu, daß sie ein Mensch voll ansteckendster Lustigkeit, Sorglosigkeit und jener klugen, schönen Leichtlebigkeit war, die nur bei denkenden, naiven, lustigen Menschen zu finden ist. Kann hier wohl von Mystizismus, Spiritismus, Ahnungsvermögen oder irgend etwas Ähnlichem die Rede sein? Sie pflegte sich über dergleichen Dinge lustig zu machen."

Der Wagen hielt an einem Brunnen. Der Richter und der Arzt löschten ihren Durst, reckten sich und warteten, bis der Kutscher die Pferde getränkt hatte. „Woran starb nun jene Dame?" fragte der Arzt, als der Wagen wieder auf der Landstraße dahinrollte. „Sie starb sonderbar. Eines schönen Tages kommt ihr Mann zu ihr und sagt, es wäre doch nicht übel, zum Frühjahr die alte Kutsche zu verkaufen und dafür etwas Modernes und Leichteres anzuschaffen, und es könnte auch nicht schaden, die Pferde zu wechseln. Die Frau ließ ihn ausreden und sagte: „Tu, was du willst, mir ist jetzt alles einerlei. Zum Sommer werde ich schon auf dem Kirchhofe sein." Der Mann zuckt mit den Achseln und lächelt. „Ich scherze durchaus nicht", sagt sie, „ich erkläre dir in vollem Ernst, daß ich bald sterben werde." „Was soll das heißen: bald?" „Gleich nach der Geburt. Ich werde entbunden und sterbe."

Diesen Worten legte der Mann keinerlei Bedeutung bei. Er glaubt nicht an Ahnungen und weiß zudem sehr genau, daß Frauen in anderen Umständen launenhaft zu sein pflegen und sich überhaupt leicht düsteren Gedanken hingeben. Ein Tag vergeht, und wieder kommt ihm die Frau damit, daß sie gleich nach der Entbindung sterben wird, und dann Tag für Tag immer ein- und dasselbe. Er aber lachte sie aus, erklärte sie für verdreht und nannte sie „altes Weib" und „Unke". Der nahe Tod wurde bei der Frau zur fixen Idee. Wenn ihr Mann sie nicht anhörte, ging sie in die Küche und sprach dort mit der Kinderfrau und der Köchin von ihrem Tode. „Nun habe ich nicht lange mehr zu leben, liebe Njanja. Sobald ich entbunden bin, sterbe ich. Ich möchte nicht so früh sterben, aber mir ist doch nun einmal solch ein Schicksal beschieden." Die Kinderfrau und die Köchin schwimmen natürlich in Tränen. Wenn die Frau des Popen oder eine Nachbarin zum Besuch kam, so nahm sie sie in eine Ecke und schüttete ihr ihr Herz aus — immer über dasselbe, über ihren nahen Tod. Sie sprach ernst, mit unangenehmem Lächeln, ja mit bösem Gesicht, ohne Erwiderungen zuzulassen. Sie war eine echte Modedame, putzte sich gern, aber im Hinblick auf den baldigen Tod hing sie alles an den Nagel und wurde in ihrer Kleidung nachlässig; sie las auch nicht mehr, lachte nicht und ließ keine Pläne mehr laut werden . . . Es ging so weit, daß sie mit ihrer Tante auf den Kirchhof fuhr und dort einen Platz für ihr Grab aussuchte, und etwa fünf Tage vor der Entbindung machte sie sogar ihr Testament. Ziehen Sie in Betracht, daß sich das alles bei vortrefflichem Gesundheitszustande, ohne die geringsten Anzeichen einer Krankheit oder irgendeiner Gefahr abspielte. Eine Geburt ist ja eine schwere Sache, zuweilen tödlich, aber bei der, von welcher ich Ihnen erzähle, war alles in bester Ordnung und zu Befürchtungen gab es absolut keine Veranlassung. Dem Manne wurde die Geschichte zu guter Letzt doch zu bunt. Einmal wurde er beim Mittagessen ärgerlich und fragte: „Hör' mal, Natascha, wann werden diese Dummheiten ein Ende nehmen?" „Das sind keine Dummheiten. Ich rede ernstlich." „Unsinn! Ich möchte dir raten, mit dem dummen Getue aufzuhören, damit du dich später nicht vor dir selber zu schämen brauchst."

Aber da kam auch schon die Geburt heran. Der Mann holte die beste Hebamme aus der Stadt. Es war die erste Entbindung bei der Frau, aber sie verlief, wie man es nicht besser wünschen konnte. Als alles vorüber war, wollte die Wöchnerin ihr Kindchen sehen. Sie betrachtete es und sagte: „So, jetzt kann ich auch sterben. Sie nahm Abschied, schloß die Augen, und nach einer halben Stunde gab sie den Geist auf. Bis zur letzten Minute war sie bei Bewußtsein. Wenigstens, als man ihr statt Wasser Milch reichte, flüsterte sie leise: „Warum gebt ihr mir Milch statt Wasser?" Da haben Sie nun die Geschichte gehört: wie sie prophezeit hatte, so geschah es."

Der Richter schwieg, seufzte und fuhr fort: „Und da soll einer erklären, woran sie gestorben ist? Ich versichere Sie auf Ehrenwort, das ist nichts Ausgedachtes, sondern eine Tatsache." Der Arzt sah in Gedanken nach dem Himmel. „Man hätte sie sezieren müssen," sagte er. „Wozu?" „Um die Todesursache kennen zu lernen. An ihrer Prophezeiung ist sie doch nicht gestorben. Höchstwahrscheinlich hatte sie sich vergiftet." Der Richter wandte schnell das Gesicht dem Arzte zu und fragte, die Augen zukneifend: „Woraus schließen Sie, daß sie sich vergiftet hatte?" „Ich schließe nicht, ich vermute nur. Lebte sie mit ihrem Manne glücklich?" „Hm . . . nicht so ganz. Mißverständnisse begannen bald nach der Verheiratung. Es war ein so unseliges Zusammentreffen von Umständen. Die Verstorbene überraschte ihren Mann eines Tages mit einer Dame . . . Übrigens hat sie ihm bald verziehen." „Und was kam zuerst, die Untreue des Mannes oder das Auftauchen der Todesgedanken?" Der Richter sah den Arzt forschend an, als ob er erraten wollte, wozu er diese Frage stellte. „Gestatten Sie," erwiderte er zögernd, „gestatten Sie, lassen Sie mich nachsinnen." Der Richter nahm den Hut ab und rieb sich die Stirn. „Ja, ja . . . sie begann eben kurz nach jenem Vorfall vom Tode zu reden. Ja, ja." „Nun sehen Sie! Aller Wahrscheinlichkeit nach faßte sie den Entschluß, Gift zu nehmen; da sie aber wohl das Kind nicht mittöten wollte, schob sie den Selbstmord bis nach der Geburt auf." „Das glaube ich nicht, das glaube ich nicht . . . das ist unmöglich. Sie hatte ja sofort verziehen . . ." „Schnell verziehen . . ., das bedeutet, daß sie etwas Schlimmes sann. Junge Frauen verzeihen nicht schnell."

Der Richter lächelte gezwungen und zündete, um seine allzu merkliche Erregung zu verbergen, eine Zigarette an. „Kaum anzunehmen . . ., kaum anzunehmen," fuhr er fort. „Mir ist der Gedanke an eine solche Möglichkeit nicht in den Sinn gekommen . . . Ja, und außerdem war er gar nicht so schuldig, wie es den Anschein hat . . . Die Untreue beging er ganz unbegreiflich, ohne es selber zu wollen: er kommt nachts angeheitert nach Hause, hat das Verlangen, jemand zu umarmen, seine Frau ist in Umständen . . . Da läuft ihm — hol sie der Teufel — eine Dame in den Weg, die auf einige Tage zum Besuch gekommen war, ein hohles, dummes, reizloses Frauenzimmer. Das kann ja nicht einmal als Untreue gelten . . . Seine Frau sah die Sache auch selber so an und . . . verzieh bald. Danach wurde auch mit keinem Wort mehr davon gesprochen." „Menschen sterben nicht ohne Ursache," sagte der Arzt. „Das ist natürlich richtig, aber trotzdem kann ich nicht annehmen, daß sie sich vergiftet hat. Wie sonderbar ist es doch aber, daß mir bis jetzt die Möglichkeit eines solchen Todes nicht in den Sinn gekommen ist! Und niemand ist darauf verfallen. Alle waren verwundert, daß ihre Weissagung sich erfüllt hatte, und der Gedanke an die Möglichkeit . . . eines solchen Todes lag ihm doch fern . . . Ja, und es kann auch gar nicht sein, daß sie Gift genommen hat! Nein, nein . . ."

Der Richter versank in Brüten. Der Gedanke an die auf so seltsame Weise verstorbene Frau verließ ihn auch während

der Obduktion nicht. Während er niederschrieb, was ihm der Arzt diktierte, bewegte er düster die Brauen und rieb sich die Stirn. „Gibt es denn überhaupt solche Gifte, die in einer Viertelstunde, ganz allmählich und ohne jeden Schmerz töten?" fragte er den Arzt, als dieser den Schädel öffnete. „Jawohl, Morphium zum Beispiel." „Hm . . . sonderbar . . . Ich erinnere mich, sie hatte etwas Derartiges bei sich. Aber es ist doch kaum denkbar . . ."

Auf der Heimfahrt hatte der Richter ein müdes Aussehen, er biß nervös an seinem Schnurrbart und war wortkarg. „Wollen wir ein wenig zu Fuß gehen," bat er den Arzt. „Ich habe das Sitzen satt." Als sie etwa hundert Schritte gegangen waren, war der Richter, wie dem Arzte schien, so schwach geworden, als ob er einen hohen Berg erstiegen hätte. Er blieb stehen, sah den Arzt mit sonderbaren, förmlich trunkenen Augen an und sagte: „Mein Gott, wenn Ihre Vermutung richtig ist! Das wäre doch grausam, unmenschlich! Gift zu nehmen, um den andern damit zu strafen! War denn die Sünde wirklich so groß? Ach, mein Gott! Und wozu haben Sie mir diesen verfluchten Gedanken eingegeben, Doktor?" Der Richter griff verzweifelt an den Kopf und fuhr fort: „Ich habe Ihnen ja von meiner Frau erzählt, von mir selber: O, mein Gott! Jawohl, ich bin schuldig, ich habe Unrecht getan, aber ist es denn leichter, zu sterben, als zu vergeben? Das ist wirklich schon Weiberlogik, grausame, unbarmherzige Logik . . . Sie war auch damals zu Lebzeiten grausam. Jetzt erinnere ich mich, jetzt wird mir alles klar!"

Beim Sprechen zog er bald die Schultern ein, bald griff er sich an den Kopf. Bald stieg er in den Wagen, bald wollte er zu Fuß gehen. Der ihm vom Doktor eingegebene Gedanke schien ihn betäubt, vergiftet zu haben. Er war ganz verstört, körperlich und seelisch erschöpft, und als sie in die Stadt zurückkehrten, verabschiedete er sich von dem Arzte und lehnte es ab, zu Mittag essen zu gehen, obwohl er am vorhergehenden Tage mit dem Arzte verabredet hatte, mit ihm zusammen zu speisen.

(Deutsch von **Martha Fleischmann.**)

Vom alten Hellmesberger,

dem 1829 geborenen, 1893 gestorbenen Wiener Hofkapellmeister, Konzertmeister und Direktor des Konservatoriums, dem Führer des weltberühmten Quartetts, werden eine Menge witziger Aussprüche erzählt. Die „Zeitschrift für Musik" stellt einige davon zusammen:

Ignaz Brüll, der liebenswürdige Komponist, von dem Hellmesberger sagte, er sei ein „Nationales Genie" — nämlich ein „Nazi ohn' alles Genie" — würde von seiner Familie sehr verhätschelt, aber auch stark bevormundet. Da er kühne Modulationen vielleicht allzu ängstlich vermied, erzählte Hellmesberger von ihm: „Der Brüll hat sich tatsächlich einmal lange mit der Idee getragen, von C-dur nach Ges-dur zu gehen, aber seine Familie empörte sich dagegen, und so hat er die Sache wieder aufgegeben."

Einem Bratschisten, der in H-dur statt e beständig eis spielte, schrieb er in seine Stimme: „Dona eis pacem!"

Für den Liederkomponisten Heinrich Proch, der alle Welt anpumpte, schlug er als Grabschrift vor: Hier liegt Proch — Wer borgt ihm noch?

Dem dicken Kapellmeister Otto Jahn empfahl er, behufs Abmagerung täglich dreimal um die gleichfalls sehr umfangreiche Sängerin Frau Wilt herumzugehen. Dazu hätte sicher ein tolles Tempo gehört, da Hellmesberger auch liebte, von der „Reise um die Wilt in achtzig Tagen" zu sprechen.

Hellmesbergers ausgezeichneter Cellist hieß Hummer. Einst spielte das Joachim-Quartett in Wien. Am Cello saß der etwas trockene Robert Hausmann. Hellmesberger urteilte: Vortrefflich; aber wenn man an Hummer gewöhnt ist, will einem Hausmannskost nicht recht schmecken."

Daß der Komponist X. immer so schmutzige Hände habe, erklärt Hellmesberger sehr einfach dadurch, daß X. sich damit immer im Gesicht herumfahre.

Zu dem Lustspieldichter Bauernfeld, der sich während eines Konzerts unterhielt und lachte, sagte Hellmesberger ärgerlich: „Warum lachen Sie, wenn ich spiele? Lache ich vielleicht in Ihren Lustspielen?"

Hellmesberger spielte Beethovens A-moll-Quartett, Werk 132, mit dem „Heiligen Dankgesang eines Genesenen an die Gottheit, in der lydischen Tonart". Der Setzer hatte für das Programm die Lesart „in der jüdischen Tonart" vorgezogen. Worauf ein wißbegieriger Konservatorist seinen Meister nach dem Grunde dieser Benennung fragte. „No," meinte Hellmesberger, „natürlich, weil's ka Kreiz hot."

Von einem uralten Stammgast der Oper, der in seiner Loge andauernd schlief, sagte Hellmesberger: „Er ist eigentlich schon tot, aber es getraut sich's ihm niemand zu sagen."

Von Koschat, dem Komponisten der Kärntner Lieder, der für seine einfachen Weisen C-dur bevorzugte und sich von dieser Tonart wenig entfernte, sagte Hellmesberger: „Er hat die schwarzen Tasten seines Klaviers verkauft, er kommt mit den weißen vollkommen aus."

Der Cellist David Popper und seine Gattin, die berühmte Klaviervirtuosin Sophie Menter, unternahmen noch eine gemeinsame Konzertreise, obwohl sie kurz vor ihrer Scheidung standen. „Zuerst das Geschäft, dann das Vergnügen," meinte Hellmesberger.

Eine besonders beliebte Zielscheibe für Hellmesbergers Witz waren die bescheidenen Komponisten, die sich auf ihr Talent nicht verließen und lieber bei bewährten Meistern borgten. Zwar verteidigte er seinen Sohn, der sich eine Anleihe bei Mozart gestattet haben sollte, mit den Worten: „Nun, wissen Sie vielleicht einen bessern?" Doch warf er Massenet vor, in seinen Opern sei „a Masse net" von ihm. Von einer Serenade seines Freundes Fuchs sagte er: „Fuchs, die hast du ganz gestohlen!" Einen Komponisten, der eigentlich mehr Kopist war, stellte er dem in Wien weilenden Delibes als Herrn Le Dieb vor. Als diesem bei einem Einbruch auch seine sämtlichen Manuskripte gestohlen wurden, sagte Hellmesberger: „Wie gewonnen, so zerronnen!" Einen anderen Musiker dieser Gattung fragte Hellmesberger einst: „Schreiben Sie noch viel?" — „Nein, nur noch ab und zu!" — „So?" sagt Hellmesberger, „also auch zu?"

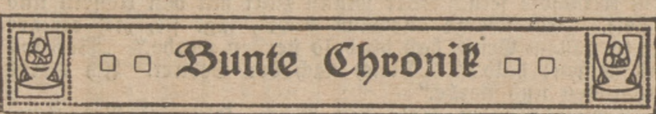
Ein Geschäftsbrief.

Von **John Thietz.**

Generaldirektor Schubert hat eine neue, siebzehnjährige Sekretärin engagiert, frisch von der Handelsschule, und diktiert ihr am ersten Tage einen Brief. Melanie Krüger, die neue Sekretärin, legte ihrem Chef abends folgenden Brief zur Unterschrift vor:

Firma: Veiteles u. Co., Berlin.

Gucken Sie mal nach wo die Bande wohnt! Was sagen Sie? Also Frankfurter Straße, Nummer ist Nebensache, sehr geehrte Herren, die Duffels müssen wir ein bißchen höflich anreden, Ausrufezeichen, wir haben ihre letzte Sendung Baumwollstoff rhalten Komma das ist zwar furchtbarer Mist gewesen, aber das können wir den Leuten nicht sagen, und gestehen Ihnen, da ßwir damit zufrieden gewesen sind Punkt ich will ja von den dämlichen Kerls bloß das Nesseltuch zu etwas billigerem Preise haben deshalb müssen wir ihnen schon ein bißchen schmeicheln haben Sie Fragezeichen was habe ich zuletzt gesagt? also weiter wir bitten Sie inständig Komma uns sobald als möglich einen größeren Posten Nesseltuch zu übersenden Komma eine Gemeinheit daß man für diese kapitalistischen Blutsauger auch noch höfliche Redensarten ersinnen muß — Sie müssen nämlich wissen ich habe eine furchtbare Wut auf diese Berliner Schieber aber das hilft nichts Geschäft ist Geschäft schreiben Sie also weiter wir hoffen gern Komma daß sie uns aus alter Geschäftsfreundschaft ich lege gar keinen Wert auf solche Freundschaften einen möglichst hohen Rabattsatz einräumen sonst können mich diese Blutsauger liebhaben aber das schreiben Sie nicht mit dazu, in Erwartung Ihrer geschätzten Nachrichten begrüßen wir Sie, ja wie drückt man das am beestn aus wenn man den Leuten seine größte Hochachtung versichern will? Also schreiben Sie begrüßen wir Sie mit allerergebenster Hochachtung schreiben Sie das auf irgendeinen Wisch und nehmen nSie ein altes Kuvert dazu, ich sehe nicht ein, warum wir für diese Blase unsere guten Geschäftsbriefbogen verwenden sollen, haben Sie geschrieben mit aller ergebenster Hochachtung?



Bunte Chronik

* **Hängematte mit Inhalt zu verkaufen.** Ein englischer Afrikaforscher, der kürzlich von einer Reise in das Kongogebiet zurückkehrte, erzählt von den Einflüssen der Zivilisation auf die Eingeborenen. Man verkauft die Töchter im heiratsfähigen Alter nicht mehr ohne Formalität. Der künftige Schwiegersohn muß erst seine Absicht erklären; dann wird ihm mitgeteilt, daß eine Hängematte zu verkaufen sei. Der Preis für ein solches Möbelstück erscheint dem Uneingeweihten in diesem Falle reichlich hoch, nicht aber dem Liebhaber, der den Inhalt der Hängematte, nämlich seine Frau, gleich mitkauft.

Verantwortlich für die Schriftleitung **Karl Bendisch** in Bromberg. Druck und Verlag von **A. Dittmann G. m. b. H.** in Bromberg.